

Franz Josef Zeßner-Spitzenberg, *Vergessen und Erinnern. Menschen mit Demenz feiern Gottesdienst im Pflegeheim*, Würzburg 2016, 300 Seiten.

Trotz aller Sonntagsreden – und man könnte meinen in einer Zeit, wo das Thema ‚Demenz‘ in aller Munde ist, wäre das anders – werden betroffene Menschen von einem weiteren Vergessen bedroht: Sie werden politisch- gesellschaftlich marginalisiert. Das ist in der Kirche zumeist nicht anders. Deswegen sieht Franz-Josef Zeßner-Spitzenberg mit P. Pulheim und C. Schaumberger die Notwendigkeit, quasi eine „Bekehrung von Seelsorge und Theologie zu Menschen mit Demenz“ (S. 15) zu vollziehen.

In der vorliegenden, gekürzten Fassung seiner Dissertation wählt der Autor einen Ansatz bei der Liturgie. Er sucht in Alten- und Pflegeheimen danach, wo a) diesen besonderen Bedürfnissen gerecht geworden wird und b) die Botschaft eines menschenfreundlichen, vielleicht sogar tröstenden Gottes aufscheint: Im ersten Teil arbeitet der Autor zunächst mit Fragen zur theologischen Reflexion durch Demenz: Klassische Theodizee-Fragen, oft bislang in gänzlich anderen Kontexten (vgl. Holocaust) gestellt, werden hier nun auf den Heimalltag angewendet. Im zweiten und dritten Teil geht es konkret um adäquate Liturgie in österreichischen und deutschen Pflegeheimen. Mit Hilfe von qualitativer empirischer Forschung (die Rückläufe von angefragten Hauptamtlichen waren leider sehr gering!) versucht sich Franz-Josef Zeßner-Spitzenberg einer demenzgerechten Liturgie zu nähern.

Als erfahrener Seelsorger im Krankenhaus- und Altenheimbereich ist seine persönliche, erfahrungsbezogene Prämisse auch wissenschaftlich erkenntnisleitend: Er profitiert alltäglich von der (oft) poetischen Sprache der an Demenz erkrankten Menschen. Diese ‚befeuert‘ wiederum seine Neugier auf den Forschungsgegenstand, nämlich „(trotz aller Tragik) bei den von der Krankheit betroffenen Menschen hinter den Schleier der Wirklichkeit zu schauen und darüber zu berichten“ (Girtler, 2001, 16). Demzufolge werden immer wieder Gedichte assoziativ im Text eingestreut. Sein Opus wird gebildet aus einem ‚Vierklang‘: Poetisches/Literarisches, Befragungen, eigene Erfahrungen und Hintergründe, sowie Fachliteratur zum Thema.

Dem Autor geht es nicht um eine weitere theoretische Diskussion zum (Krankheits-)Verständnis von Demenz. Er möchte „Menschen mit Demenz ein besseres Leben ermöglichen“ (26). Hierbei sind für ihn grundlegend die Ablehnung engführender, beispielsweise utilitaristischer Menschenbilder. Im Kontext von Demenz sieht er identitätsbildende Begegnungen (Buber) und menschlich-göttliche Zusagen, die dafür sorgen, dass der Mensch unverwechselbar er selbst ist. Der Mensch ist erst in Relation zu anderen Menschen ‚frei‘. Letztlich sind alle Menschen aufeinander angewiesen, was unsere „hyperkognitive(n) Gesellschaft“ (36) relativiert. Franz-Josef Zeßner-Spitzenberg verabschiedet sich mit diversen Autoren (Metz, Nauer, Henning Luther) von dem Anspruch einer Anthropologie, die Widersprüchlichkeiten und Unvollständigkeiten (auch mit Hilfe der Religion) auszugleichen sucht. Er liefert überzeugende Argumente dafür, dass nicht an dem Person-sein von Menschen mit Demenz gezweifelt werden kann. Neben dem kognitiven (bewussten/expliciten) erläutert er das „implizite“, das sog. „Leib“- Gedächtnis, das in diesem Kontext relevant wird. Hinzu nimmt er das kommunikative und kulturelle Gedächtnis. Erinnerung wird zur „Theologischen Basiskategorie(ohne jegliche Leid-Vergessenheit, z.B. im Anblick der Shoa)“(Metz -(Mystik der offenen Augen), die die Kirche verpflichtet, gemeinschaftlich selber zur Zeugin, zur Tradentin zu werden. Eine liturgische Erinnerung heißt deswegen, den Menschen mit Demenz in die gemeinschaftliche Erinnerung der Gemeinde einzuschließen.

Der Autor entwickelt hiermit die Sichtweise der Demenz als *der* theologischen Krankheit neu (vgl. auch Keck 1996, 77) und argumentiert überzeugend gegen ein reines Defizit-Modell: Gott vergisst den

Menschen nicht, auch wenn das Volk (Israel) untreu wird und ihn selber vergisst. Vergessen bleibt also kein individuelles Problem, sondern Zukunft wird durch den rituellen Imperativ - „Erinnere Dich!“ (hebräisch ‚Zachor‘) – erst möglich. Als Teil der Gemeinschaft bleibt der selbst vergessende Mensch Teil der Erinnerung Gottes (71), was uns die Aufgabe abverlangt, ihn nicht aus der Erzählgemeinschaft fallen zu lassen.

Mit dem Phänomen Demenz stellt Franz-Josef Zeßner-Spitzenberg spezielle Fragen an ein theologisches Reden von Gott. Er räumt hierbei mit dem unseligen Vergleich ‚Kinder - Menschen mit Demenz‘ auf: Mit der Erkrankung können nämlich a) (neue) Möglichkeiten entdeckt werden, Menschsein unter einem neuen Blickwinkel zu sehen, b) Menschsein vor Gott neu bestimmt werden und c) Menschsein vom Ende her gedacht werden (Dörner). Mit dem anamnetischen Charakter jeglicher Liturgie stellt er eine gute Klammer zur Problematik bei einer Demenz, wo sämtliche zeitliche Ebenen verloren zu scheinen gehen. D.h. Menschen mit Demenz werden, unabhängig von jeglicher (Gedanken-) Leistung mit einer Gedächtnisfeier hineingenommen in das liturgische, anamnetische Geschehen (deinen Tod...). Der Gottesdienst wird auch für diese Menschen, mit elementaren Bedürfnissen nach Sicherheit, Geborgenheit und Sehnsucht nach bedingungsloser Annahme, zum Ankerpunkt, wo auch diese dem Vergessen entrissen und in die (göttliche) Verheißung gestellt werden. Dieser gemeinschaftliche, liturgische Akt soll über sich hinaus weisen.

Der zweite Teil der Studie (Menschen mit Demenz feiern Gottesdienst im Pflegeheim) nimmt exemplarisch die an ausgewählten österreichischen wie deutschen Orten gelebte Praxis in Augenschein und problematisiert zunächst das Pflegeheim als kirchlich-christlichen Versammlungsort mit all seinen Ambivalenzen menschlicher Themen (wie Not, Verlust und Lebenskraft). Der Autor fordert eine (menschen-)würdige Betreuung in diesem Kontext. Er beschreibt zunächst die vielfältigen Orte, an denen gebetet, gefeiert und gesungen wird. Es werden grundsätzlich alle liturgischen Feiern einbezogen, die „zwischen Wohnzimmer und Kapelle“ (103) einen mehr oder weniger öffentlichen Charakter haben. Dass „altbewährte“ Rituale in diesem Zusammenhang für das benannte Klientel eine stabilisierende Funktion haben, überrascht den Leser nicht. Die eigentliche Zumutung für Neues (z.B. Frauen als Vorsteherinnen in der Liturgie, Taize-Lieder und –Andachten) korrespondiert mit der notwendigen Bereitschaft bei den Zelebranten im Kontext von Demenz fortwährend mit Überraschungen und Überraschendem zu rechnen. Franz –Josef Zeßner-Spitzenberg macht schon sehr früh keinen Hehl aus der Stoßrichtung seiner Arbeit: Mit Maurer und Reber empfiehlt er „die Vielfalt der Möglichkeiten zu nutzen...“ (S. 109), spielerisch den Reichtum aller Sinne einzubeziehen.

Ein Grundforderung erfährt hier mit Klaus Depping beiläufig Erwähnung, nämlich dass altersverwirrte Menschen in die (zentrale) gottesdienstliche Gemeinschaft aller Gemeindemitglieder, sprich den Sonntagsgottesdienst, gehören. Der Einsatz von speziellen Taize´-Andachten für Menschen mit einer fortgeschrittenen Demenz u.a. mit eingängigen, vergleichsweise einfachen meditativen Gesängen, zeugt von einem erfahrenen Manko, dass nämlich die meisten gottesdienstlichen Angebote auch in stationären Einrichtungen zumeist nur für die vergleichsweise ‚fitten‘ Bewohnerinnen und Bewohner konzipiert werden. Mit diversen Mythen rund um solche Gottesdienste räumt der Autor auf: Menschen mit Demenz können sich auch, z.B. mit einfachen Melodien, an Neuem erfreuen (vgl. Taize´-Gesänge).

Die Erfahrungen mit einem sog. „spirituellem Singen“ verdeutlichen die zunehmende Notwendigkeit (religiös-liturgische, sinngebende) Angebote in einer sich verändernden Klientel (auch beim Betreuungspersonal) zunehmend anzupassen und zu differenzieren (Stichwort: fehlende kirchliche Sozialisation).

Franz –Josef Zeßner-Spitzenberg macht mit dem Subjekt-Sein der Menschen mit Demenz im Gottesdienstkontext ernst. Er sieht alle, die sich in einem Pflegeheim zum Gottesdienst versammeln als vollgültige Kirchenglieder, auch wenn die ‚tätige Anteilnahme‘ (participatio actuosa) nicht die gleiche sein kann. Der Autor entlarvt vermeintliche Hinderungsgründe (à la ‚der bekommt ja eh‘ nichts‘...) bei den Gehandicapten als vermeintliche Bequemlichkeit. Die im Gottesdienst erlebten Störungen durch Menschen mit Demenz sind ein Aufruf an die ‚Gesunden‘, jeweils in die Kommunikation zu treten. Liturgie als Feier der gesamten Kirche wird durch eine Aufteilung nach Krankheitssymptomen konterkariert (144). Spezielle Gottesdienste für Menschen mit einer (fortgeschrittenen) Demenz mögen im Ausnahmefall eine sinnvolle Ergänzung, aber kein Ersatz für einen gemeinschaftlichen ‚Hauptgottesdienst‘ sein.

Dem Autor ist unbedingt zuzustimmen, dass sorgfältig auf die Qualifikation derjenigen zu achten ist, die Gottesdienste mit Menschen mit Demenz gestalten: Es geht um die Haltung, um wechselseitige Berührbarkeit, Biografie-Kenntnisse, konfessionelle Beheimatung, mitunter schlicht um persönliche Elemente wie Begrüßung und Verabschiedung. Er stellt fest: Liturgie mit Menschen mit Demenz hat zwar eine Vielzahl an Schwierigkeiten zu überwinden. Sie hat manchmal unkonventionell ‚Einzelfälle‘ zu lösen, mehr ganzheitliche Ansätze zu wählen und rücksichtsvoll auf ‚die Schwachen‘ einzugehen. Mit Ulrich Bach, der Theologie aus der Sicht eines Rollstuhlfahrers salonfähig gemacht hat, heißt das: „Ohne die Schwächsten ist die Kirche nicht ganz.“(180)

Und: „Wenn Sprache und Denken an ihre Grenze kommen, ist menschliche Erfahrungsmöglichkeit noch lange nicht am Ende.“ (199) Hier wird die Metz‘che ‚Mystik der offenen Augen‘ sinnhaft greifbar, eine nonverbale, kongruente Kommunikation bedeutsam, die offen ist für den möglichst unkommentierten Einsatz von Symbolen. Menschen mit Demenz sind aufgrund ihres Erfahrungshorizontes dazu fähig. Eine Kunst bleibt es, spielerisch mit dem besonderen Klang der (liturgischen, mitunter auch der Original-) Sprache umzugehen. Das bevorzugt solch beteiligte Betreuungskräfte, die muttersprachlich deutsch orientiert sind, und solche, die den richtigen Ton zu treffen vermögen. Der Autor hält ein Plädoyer für die Verwendung biblischer Original-Texte, mit all ihrer poetischen Kraft und all dem Vertrauten, an das erinnert wird; am besten mit narrativen, (nach)erzählenden Texten. Er sucht eine anspruchsvolle Verkündigung, die die Gottesdienstteilnehmer auf keinen Fall unterschätzen möchte.

Das III. Kapitel behandelt die Zweckfreiheit des Gottesdienstes: Franz-Josef Zessner-Spitzenberg versucht die spezifischen (und auch spirituellen) Bedürfnisse einzelner Menschen und von Gruppen kennen zu lernen und auf den Forschungsgegenstand hin ernst zu nehmen. Insofern kann die ‚Coping-Fähigkeit‘ bei Menschen mit spirituellem Hintergrund auch für Menschen mit Demenz zunehmend relevant werden. Es mehren sich die Hinweise, dass Religion und Spiritualität im weitesten Sinnen protektive Faktoren für gesundheitliche Fragen haben (Müller-Hergl) und religiöse, liturgische Interventionen einen beruhigenden Effekt für Menschen mit Demenz haben. Der Autor stellt innerhalb der Diskussion um ‚heilende‘ und „heilsame“ Seelsorge die Frage nach der Sinnhaftigkeit von Gottesdiensten für Menschen mit Demenz: Sind sie Teil des therapeutischen Angebotes? Ein eigentlicher Heilungsauftrag ist nämlich biblisch nicht zu begründen (U. Bach). Heil steht, auch im Kontext der Demenz, immer im Widerspruch zu einer nicht erlebten Heilung. Hier hilft (überraschend?) der römische Ordo bzw. die pastorale Einführung zur Krankensalbung: All den Anfechtungen des Menschen soll die heilsbedrohliche Spitze genommen werden. Eine Krankensalbung ist kein weiterer Heilversuch, in der Gott einfach als Reparatuer auftritt. Gott sagt durch uns Menschen: „Ich bin da. Ich gehe mit dir.“ (258 – vgl. Psalm 23) Liturgie wird nicht zum Gesundheitsgötzen degeneriert, die therapieren und heilen muss. **Jeder Mensch bedarf der Gnade.**

Ergebnisse aus den Befragungen und Beobachtungen des Autors sollen schließlich dabei helfen, beobachtbare Wirkungen von gottesdienstlichen Feiern herauszufinden. Aufgabe von Seelsorge bleibt aus seiner Sicht, auch im Gottesdienstkontext etwas Stabilisierendes zu bringen, ohne aus einer äußeren Reaktion von Teilnehmenden einlinig kausale Zusammenhänge herstellen zu können. Zu überprüfen ist immer die je aktuelle Passung bei den betroffenen Menschen. Störendes Verhalten korrespondiert möglicherweise, unabhängig von einem Gottesdienst, mit akut fehlendem Wohlbefinden. Eine wirkliche Feier der Erinnerung kann potentiell identitätsstiftend, sowie zu einem Haltepunkt (durch den Gott des „ich bin da...“-Ex 3,14) in einer (dementiell) bedrohlicher werdenden Welt werden.

Trotz aller zu beobachtenden Phänomene und sinn- wie identitätsstiftenden Elemente ist Liturgie und Gottesdienst trotzdem auch im oben genannten Kontext kein probates Mittel um eine bestimmte Wirkung zu erzielen (Guardini). Sie ist nicht ständig (katechetisch, pastoral und missionarisch) zu instrumentalisieren. Von Taizé lernen heißt hier, sich absichtslos Gott anzuvertrauen (gratuite) können. Trotzdem kann begründet werden, dass die Teilnahme von Menschen mit Demenz biografisch und aktuell sinnvoll, wie individuell wohltuend und sozial geboten ist, sowie im Sinne einer freien Religionsausübung zu gewährleisten ist. Die Spanne zwischen institutionellen Forderungen und demenzgerechter, individueller Liturgie bleibt hiermit erhalten. Ob die Eingeladenen sich auch je aktuell angesprochen und genügend gesehen fühlen, und dann auch tatsächlich (mit)kommen, ist eine ganz andere Frage.

Franz-Josef Zeßner-Spitzenberg entwickelt kein liturgisches Handbuch im Kontext von Demenz. Er zeigt grundlegend, dass Demenz quasi als „theologische Krankheit“ wesentliches über das Verständnis von christlicher Existenz zu sagen hat (Leben im Fragment, Sein nur in der Begegnung). Er weist überzeugend auf, dass Liturgie kein individuelles Geschehen, sondern als Erinnerung an Gottes Heilshandeln (Gott erinnert sich zuerst!) mit und durch das Volk Gottes immer ein gemeinschaftliches solidarisches, antwortendes Geschehen ist und zu sein hat.

Die diversen (durchaus nicht neuen) Tipps, Hinweise und Querverweise zu einer demenzgerechten Liturgie, können für alle Gottesdienst-Beteiligten wohltuend sein. Sie sind ein Anreiz dazu, vielleicht auch in anderen Kontexten verschüttete Gottesdienstformen auszugraben oder überhaupt kreativ Neues auszuprobieren. Der Autor belegt nachdrücklich, wie sinnvoll Rituale und einzelne Traditionen, wie kontraproduktiv aber vermeintlich allgemeingültige Schablonen für Menschen mit Demenz sein können.

Während ein seelsorgliches Gespräch mit dementiell veränderten Menschen leicht an seine Grenzen kommen kann, kann vielleicht ein Gottesdienstgeschehen ein adäquaterer Ausdruck, ein sinnvolles Gegengewicht zum erlebten (Heim-)Alltag werden. Religion als „Unterbrechung“ hat im Rahmen einer für Menschen mit Demenz angepassten und sensiblen Liturgie ihren eignen Sinn jenseits aller Zweckmäßigkeit (vgl. Psalm 180: „Du führst mich hinaus ins Weite...!“). Ein absichtsloser, aber deswegen nicht minder gehaltvoller Gottesdienst kann Qualitätsmerkmal in einer professionell aufgestellten, institutionell überprüfbaren stationären Einrichtung sein, in der (individuelle, empathische) Seelsorge kein Fremdwort bleibt und selber zu einem überprüfbarem Qualitätskriterium werden kann.

Natürlich sind viele beschriebene Erkenntnisse nicht neu, wie der Autor selber am Ende seiner Arbeit beinahe lapidar feststellt. In ihrer theologischen und praktischen Zusammenschau sind sie aber ein Novum, sie liefern wertvolle Argumentationshilfen und machen hoffentlich Theologinnen und Theologen in einem ansonsten in der Kirche randständig behandeltem Thema Mut und vielen in der Seelsorge Tätigen Appetit auf mehr. Hieraus Folgerungen für sonntägliche Gemeindegottesdienste für Menschen mit und ohne Demenz zu ziehen, würde mindestens eine weitere Untersuchung erforderlich machen. Viel

gelebte, ermutigende und engagierte Praxis, in Kirchengemeinden, wie in stationären Einrichtungen der Altenhilfe wären allemal zu wünschen.

Elmar Trapp, Juli 2016